

Das Burgfräulein.

Roman von Friedrich Friedrich.

(19. Fortsetzung.)

„Ich meine diesen nicht; ich meine den, der mich vor langen Jahren verlassen und nach Amerika gegangen ist“, sprach die Frau, die noch immer ihrem Auge nicht zu trauen vermochte. „Es ist lange her, ich habe nichts wieder von ihm gehört, aber über dem linken Auge hatte auch er eine solche Narbe, und Ihre Stimme — Ihr Gesicht!“

„Vor ert!“ unterbrach sie Renno; „die Narbe über meinem Auge ist erst wenige Jahre alt; Euch täuscht vielleicht eine geringe Ähnlichkeit. Wenn ich Euer Sohn wäre, würde ich Euch nicht längst aufgelaucht haben?“

Die Frau schwie, sollte sie sich wirklich täuschen? — Sollte auch sein Auge lügen, welches eben so drohend glühte, wie das ihres Sohnes? Und doch mußte es so sein. Der Mann, welcher vor ihr stand, war ja reich; die große Besorgung gehörte ihm, und sein Name war nicht Carlens; konnte der Sohn auch seine Mutter verleugnen? Wohl war ihr Theodor ein wilder Bube gewesen, der ihr manchen Kummer bereitet hatte; so schlecht konnte er indessen nicht mehr geworden sein, daß er seine Mutter nicht mehr sollte kennen wollen.

„Habt Ihr schon Anderen mitgeteilt, daß Ihr mich für Euren Sohn gehalten?“ fragte Renno.

„Noch Niemandem; ich habe Sie heute Nachmittag zum erstenmal gesehen“, erwiderte die Alte.

„Nun, ich will Euren Irrthum verzeihen, wenn Ihr darüber schweigt; Ihr müßt begreifen, daß Eure Tochter nicht nicht annehmen kann, wenn kein Wort darüber darf aus Euren Munde kommen, selbst wenn Euren Sohn sollt Ihr darüber schweigen!“

Die Alte verstand es.

„Sowie Ihr Euer Versprechen nicht haltet, — sowie Ihr nur ein einziges Wort darüber sprecht, so werde ich Euren Sohn sofort aus der Arbeit weisen, und ich bezweifle, daß er eine gleich gute Stellung wieder bekommen wird.“

Die Frau versicherte noch einmal, daß sie gegen Jedermann schweigen werde.

„Ihr seid arm“, fuhr Renno fort, indem er den Blick durch das ärmliche Zimmer schweifen ließ.

„Mein Sohn verdient so viel, daß wir keine Noth leiden“, gab die Frau zur Antwort.

„Ihr verdient er nichts, und es werden vielleicht Wochen vergehen, ehe er wieder genesen ist; hier habt Ihr eine Unterstüßung; Ihr braucht indessen nicht zu sagen, daß Ihr das Geld von mir erhalten habt.“

Renno reichte der Alten seine Börse, welche sie dankend annahm. Er verließ das Haus wieder, zufrieden mit dem, was er erreicht hatte, denn seine Mutter schien überzeugt zu sein, daß sie sich geirrt habe, und seine Drohung legte ihr Schweigen auf.

Niemand hatte gesehen, daß er bei ihr gewesen war. Langsam schritt er dem Gebäude zu, in welchem die Verlesenen lagen. Durch eine Oeffnung in der Wand konnte er unbemerkt in das Innere, welches nur spärlich von einer Lampe erhellt war, blicken. Barbara saß neben dem Lager seines Bruders, Dr. Werner, in einer Ecke auf einem Stuhle, den Kopf müde auf die Hand gestützt; vielleicht träumte er auch von Eva, deren Herz von Dankbarkeit gegen ihn erfüllt war.

Albert prüfte die Lippen aufeinander, daß gegen Werner erfüllte ihm; seine Hand zuckte unwillkürlich, als ob sie nach dem Revolver greifen wollte. Das Leben des Verlesenen stand in seiner Hand, denn er wußte, daß er sein Ziel nicht fehlen würde. Einen Augenblick lang drohte die Leidenschaft ihn fortzureißen, dann gewann die Klugheit wieder die Oberhand. Wohl konnte, wenn er Werner erschöbe, Niemand als Ankläger gegen ihn auftreten; denn wer hätte ihn gesehen, wer könnte Beweise gegen ihn bringen, allein er hätte Alles verloren, wenn in Eva nur der geringste Verdacht gegen ihn entfiel. Und er mußte entstehen, da sie wußte, daß er den Doktor nicht gern hatte, — daß er ihn haßte.

Noch hatte er nicht nötig, Alles auf's Spiel zu setzen, denn Eva war noch seine Verlesene; er wollte in den nächsten Tagen in sie dringen, den Tag der Vermählung zu bestimmen; dann mußte sich sein Gesicht entscheiden. Wenn sie zögerte, wenn sie, was er fast befürchtete, die Verlobung wieder aufhob, denn sie war von Tage zu Tage älter und reizbarer gegen ihn geworden, dann war es immer noch Zeit seinen finsternen Entschluß auszuführen, denn Werner sollte nimmermehr das Glück genießen, Eva die Seelige zu nennen.

Langsam lehrte er zu seiner Besichtigung zurück. Als er das alte Jagdschloß betrat, fühlte er eine Müdigkeit, wie er sie seit Jahren nicht empfunden hatte. Die fortwährende Aufregung, dies Schwanken zwischen Hoffen und Bangen rief seine Kräfte auf.

Zwölftes Kapitel.
Dr. Werner hatte die Freude, daß

die Verlesenen unter seiner geschickten und sichern Behandlung immer mehr genesen; schon waren Alle der Gefahr entrückt. Zu dieser Freude gesellte sich eine andere, die unerwartete Heimkehr seines vertrautesten Universitätsfreundes, eines jungen Arztes, Namens Emil Bötter, der vor Jahren nach Amerika gegangen war; lange hatten Beide nichts mehr von einander gehört. Als Bötter unerwartet in Kurt's Zimmer trat, und dieser ihn sofort erkannte, schloß er ihn fast aufjauchzend in seine Arme, denn nach ihm hatte er nie wieder einen Freund so lieb gewonnen.

„Sieh“, sprach Bötter nach der ersten freudigen Begrüßung, als Werner ihn zu sich auf das Sopha gezogen hatte, „sieh, es ist mir in Amerika theils schlecht, theils gut ergangen, und zuletzt sogar sehr gut; ich hätte dort bleiben können, allein Du bist es eigentlich, der mich zurückgetrieben hat. In der ganzen Zeit, während welcher ich dort war, habe ich nicht einen einzigen Freund gewonnen und auch mein deutsches Blut nicht verloren. Die glücklichen Stunden, welche wir zusammen verlebten haben, schweben mir nicht aus der Erinnerung, immer dachte ich an Dich, und als mir das dortige Leben endlich zu langweilig wurde, da sah ich einen schnellen Entschluß, packte meine Ersparnisse und Sachen zusammen, segelte wieder über das Meer und habe mich, so lange ich auf heimatlichem Boden bin, noch nicht einen Tag Ruhe gedankt, sondern bin direkt hergefahren!“

Kurt drückte die Hand des Freundes. „Du wußtest auch, daß sich über Deine Heimkehr Niemand mehr freuen werde, als ich!“ erwiderte er.

„Ja“, das wußte ich“, fuhr Bötter fort; „ich kannte Dein treues Herz, Du bist indessen in den wenigen Jahren ein Anderer geworden.“

„Mein Herz ist dasselbe geblieben“, versicherte Werner.

„Du bist ernster geworden; es leuchtet aus Deinen Augen nicht mehr der früherer lustige Geist, dem keine Schwierigkeit zu groß und kein Ziel zu hoch war!“

Werner richtete mit der Hand über die Stirn. „Ich bin älter geworden“, erwiderte er langsam; „sei aufrichtig; hat Dir das Leben keine Täuschungen gebracht? Ist Dir nie ein Wunsch, von dem das Glück Deines Lebens abhing, vernichtet worden?“

„Nein“, gab Bötter lachend zur Antwort; „ich bin zu klug dazu und habe dem Glück nie einen solchen Einfluß eingeräumt. Ich habe von vornherein gar nichts von ihm erwartet; wann es mir nur den Willen, so war ich nicht enttäuscht, und erwies es sich mir günstig, so nahm ich das Gebotene als Geschenk hin. Ich habe Zeiten in Amerika gehabt, in denen ich nicht so viel besah, um mir ein Stück Brod zu kaufen; trotzdem habe ich die Melodien unserer alten Burdenschaftslieder lustig weiter gepfiffen, ich wurde dadurch freilich nicht gefestigt, allein sie machten mich auch nicht hungrier, und schließlich wurde doch Alles ganz gut!“

„Und hat Dein Herz auch stets Deiner Klugheit gehorcht?“ warf Werner ein.

„Ah, nun tenne ich den Grund Deines Entsetzes!“ rief der Freund; „Du liebst, — und wie es scheint, nicht sehr glücklich! Nun beichte mir: wie liebt Du? — Natürlich ein hübsches Mädchen. Will sie Dich nicht? — Ist ihr Vater dagegen? — Dann werde ich den Alten zur Vernunft bringen. Liebt sie gar einen Anderen? — Dann ist sie eine Thörin, denn Du verdienst entschieden den Vorzug; ich werde ihr dies sagen, sobald Du mir ihren Namen genannt hast. Nun, so antworte doch!“

Unruhig war Werner aufgestanden. „Ich bitte Dich, laß uns darüber schweigen“, bat er.

„Nein; denn eine unglückliche Liebe ist immer eine Thorheit!“

„Du magst Recht haben, allein es giebt auch Thorheiten, welche wir als solche anerkennen und von denen wir uns doch nicht lösen können; Du wirst doch nicht wieder nach Amerika zurückkehren?“

„Ich glaube kaum, vorläufig werde ich hier bleiben.“

„Natürlich sei mir!“ warf Werner ein.

„Du meinst, wir wollen wieder wie als Studenten ein Zimmer bewohnen? Nein, besser Freund; aber ich werde mich ganz in Deiner Nähe ansiedeln, damit wir täglich zusammen sein können. Amerika hat mich klug gemacht und ich habe erkannt, daß es nicht gut ist, wenn zwei eheliche Menschen, welche obenein Freunde sind, zusammen wohnen. Sieh, die Freundschaft wird nie durch Fragen von Bedeutung vernichtet, sondern durch kleinliche Gegenstände und Veranlassungen, durch den fortwährenden Verkehr, durch die kleinen Launen, weshalb muß man diesen aus dem Wege gehen. Es kann mich nicht verletzen, wenn Du über die Unsterblichkeit der Seele eine ganz andere Ansicht hast, allein es würde mich ärgern, wenn ich täglich sehen müßte, daß Du, wie ich hier bemerke,

die Cigarette nur halb raucht, das ist lächerlich!“

„Dann würde ich sie Dir zu Liebe ganz rauchen“, warf Werner lächelnd ein.

„Nein, laß mir meinen Willen und mich in der Ruhe wohnen“, fuhr Bötter fort; „es ist am besten so; daß Dein Anerbieten ehrlich gemeint war, weiß ich ja. Du bist Dir hier eine sehr geachtete Stellung erworben; ich habe nur zwei Menschen hier nach Deiner Wohnung gefragt, und Beide erzählten mir, als ich mich mit ihnen in ein Gespräch einließ, sofort, ein wie vortheilhafter Mensch und gesuchter Arzt Du seiest.“

„Du hast vielleicht zufällig zwei mir befreundete Menschen gefragt.“

„Deine übergroße Beliebtheit hast Du also immer noch nicht abgelegt“, rief der Freund lachend; „wäreft Du mit mir nach Amerika gegangen, dann hätteft Du sie sicherlich nicht wieder mit zurückgebracht. Dort giebt sich solche Thorheit von selbst.“

„Dah! Du sie dort verlieren?“ fragte Werner scherzend.

„Schah! Du weist sehr gut, daß ich sie nie befehlen habe, und ich will Dir offen gestehen, weshalb nicht; ich habe zu wenig gelernt, um Bescheiden zu sein. Es hat mir jedoch keinen Nachtheil gebracht. Sieh, in Amerika verlobte ich selbst, daß ich der tüchtigste Arzt sei, der überhaupt je existirt, und es gab genug Thoren, welche dies glaubten, und es nicht meinem Rufe ganz ungemüß, daß ich wirklich noch mehr gekannt hatte, als viele meiner Kollegen. Die Reichen mußten mich förmlich bezahlen, und die Armen behandelte ich nicht!“

„Wid! mich nicht so erhaunt an; es hat mir oft leid getan, einem armen Teufel meine Hände zu versagen, es war nicht edel von mir, allein der Edelmuth sieht dort nicht besonders hoch im Kurse; man muß die Menschen kennen. Sobald es mir gelang, mir eine prächtige Equipage und vier Pferde anzuschaffen — ich konnte sie nicht einmal bezahlen — von dem Tage an war ich für die Reichen ein gesuchter Arzt. Hier nennt man dies Alles Schwindel; derselbe hat mir jedoch in kurzer Zeit so viel eingetragen, daß ich davon leben kann, und ich weite, daß Du mit Deinen viel größeren Kenntnissen und Deinem ehrlichen Herzen nicht halb so viel gekommen bist!“

„Du hast Recht“, erwiderte Werner lächelnd; „ich habe bis jetzt auch nur wenig darnach getrachtet, mir Vermögen zu erwerben, es macht mich glücklich, Anderen helfen zu können; so viel ich bedarf, habe ich ja reichlich!“

„Du wirst nie vermögend werden!“ rief Emil.

Kurt wurde durch eine Frau zu einem Kranken gerufen; er versprach sofort zu kommen, obgleich es ihm unlieb war, den Freund, mit dem er noch so vieles auszutauschen hatte, verlassen zu müssen.

„Kennst Du den Kranken?“ fragte Emil; „der Botin nach zu schließen ist er arm.“

„Er ist krank!“ gab Werner zur Antwort.

„Nun, geh' nur“, fuhr Bötter lachend fort; „Du bist nicht mehr zu heilen; ich würde einfach gefragt haben, ob die Equipage des Kranken mich erwartete, und hätte ich erfahren, daß derselbe eine solche nicht besitzt, so würde ich bedauert haben, ihm nicht helfen zu können. Nun geh!“

„Morgen früh.“

„Dann muß ich über Land.“

„Am so besser, dann begleite ich Dich.“

Die Freunde trennten sich; Werner, um den Kranken aufzusuchen, Bötter, um sich in der Nähe des Freundes eine Wohnung zu verschaffen.

Am folgenden Morgen schritt Kurt mit seinem Freunde zur Pleßburg, um nach den Verlesenen zu sehen; er erzählte, wodurch das Unglück hervorgerufen war.

„Und wer wird Dich für Deine Bemühtung bezahlen?“ fragte Bötter; „natürlich die Gutsbesitzerin!“

„Ich verlange keine Bezahlung“, gab Werner zur Antwort.

„Freund!“ rief Emil, „wenn jemand sein Vermögen in der tollsten Weise verschwendet, so wird er unter Curatel gestellt, und mit Dir müßte es ebenso gemacht werden, weil Du Deine Kräfte und Kenntnisse vergeudest und Deinen Kollegen das Geschäft verdirbst. Du hast zehnmal mehr gelernt als ich und doch kennst Du die Menschen und das Leben noch nicht.“

Ein solches Unglück ist für einen klugen Arzt eine Goldgrube; er muß nur verstehen, die Gelegenheit zu benutzen. Sieh, vor einem Jahre fuhr ich in Amerika auf der Eisenbahn. Mitten in einer menschenleeren und verlassenem Gegend brach eine Brücke, als der Zug darüber fuhr, zusammen, und eine Anzahl Wagen stürzte wohl dreißig Fuß tief hinab. Der Wagen, in welchem ich saß, war glücklich über die Brücke hinweg gekommen, ich erhielt deshalb nicht die geringste Verletzung.

Die hinabgestürzten Wagen waren dicht besetzt, es fehlte deshalb an zahlreichen Verletzten nicht. Nachdem die Unglücklichen unter den Trümmern hervorgezogen waren, wobei ich überaus glücklich war, trat ein Mitglied der Eisenbahndirektion, welches sich zufällig auf dem Zuge befunden hatte, an mich heran und forderte mich auf, die Verlesenen zu verbinden. Ich sah mir dann die Situation genauer an und erwiderte: Drei sind bereits todt, — fünfzehn sind schwer verletzt, — zwei davon gebe ich auf, alle dreizehn

sind zu retten, wenn schnelle Hülfe zur Hand ist. Es liegt in dem Interesse der Bahn, daß sie gerettet werden, wie viel bitten Sie mir, wenn ich sie rette? Der Mann versprach mir tausend Dollars.

Ich steckte ruhig beide Hände in die Hosentaschen, entgegnete, ich sei gewohnt, daß das Leben von dreizehn Menschen höher angeschlagen werde, und drehte ihm den Rücken. Er bot zweitausend Dollars, ich antwortete nicht, sondern zündete mir eine Cigarette an; er bot dreitausend — endlich versprach er, die Direktion werde mir für jeden der dreizehn Verlesenen fünfhundert Dollars geben; da endlich ließ ich mich aus Mitleid mit den Unglücklichen bewegen, sie zu verbinden und zu behandeln, natürlich, nachdem mir dies Versprechen schriftlich und in Gegenwart mehrerer Zeugen gegeben war.“

„Und was wurde aus den Unglücklichen?“ fragte Werner.

„Ich hatte Glück; es blieben sogar alle Fünfzehn am Leben, obgleich sie fast sämtlich schwer verletzt waren. Einige Tage blieb ich bei ihnen, dann wurden sie zur nächsten großen Stadt gebracht.“

„Und die sechshundert fünfshundert Dollars?“

„Die erhielt ich natürlich; ich verlangte von der Bahndirektion tausend Dollars mehr, weil ich weitere zwei bereits aufgebundene Menschenleben gerettet hatte, die Direktion war jedoch ordinar genug, diese nicht zu bezahlen und wandte ein, ich sei gar nicht verpflichtet gewesen, die beiden Unglücklichen zu retten. Sie hatte darin Recht und ich schweige. Sieh, ich glaube, die Gutsbesitzerin würde Dir auch ähnliche Bedingungen gemacht haben, wenn Du sie nur gestellt hättest!“

„Gewiß, ich glaube sogar, jede Bedingung; ich habe indessen nicht daran gedacht“, gab Werner zur Antwort.

„In diesem Augenblicke ritt ein Reiter schnell über den Weg hin, auf dem sie gingen, er krügte nur flüchtig — es war Albert Renno; übertraucht blieb Bötter stehen. „Wer war dies?“ fragte er.

„Ein Fremder, ein Amerikaner, der sich vor einiger Zeit dort auf der Höhebene angelaut hat“, gab Werner zur Antwort.

„Sein Name ist Carlens“, fuhr Bötter fragend fort.

„Nein, er heißt Renno.“

„Weißt Du dies genau?“

„Er nennt sich so; weshalb zweifelst Du? — Kennst Du ihn?“

„Ja!“ gab Bötter zur Antwort. „Wenn es nicht zwei Menschen aiebt, die einander so ähnlich sehen wie ein Ei dem anderen, so heißt dieser Mann Carlens und ich kenne ihn.“

„Weißt Du Näheres über ihn?“ fragte Werner schnell.

„D, sehr viel; doch zuvor wollen wir sicher stellen, ob er es ist; seit wie langer Zeit ist er hier?“

„Seit fast einem Jahre.“

„Das stimmt! Du kennst ihn?“

„Ja.“

„Er besitzt viel Vermögen?“

„Allen Angelegen nach, denn er hat die Besorgung sehr theuer bezahlt.“

„Er ist ein vorzüglicher Reiter und Schütze?“

„Ja.“

„Kam er allein hier an?“

„So viel ich weiß, ja.“

„Hat er nie erwähnt, daß er verheiratet ist?“

„Nein; ist er denn verheiratet?“ warf Werner übertracht ein.

„Gewiß!“ versicherte Bötter.

„Und seine Frau lebt noch?“ fragte Werner wieder, indem er erzogte dem Arm des Freundes ergriß.

„Nur ruhig und langsam, Freund!“ rief Bötter lachend, da er noch nicht ahnte, weshalb Werner ein so lebhaftes Interesse daran nahm. „Bei wichtigen Sachen mache ich mich nie der Ueberstürzung schuldig. Also zuerst die Frage: weshalb interessiert es Dich so sehr, ob der Mann verheiratet ist oder nicht?“

„Er hat sich hier mit einem schönen und reichen Mädchen verlobt.“

„Ah! Und Du gönnst ihm dieselbe nicht — Du siehst sie selbst; gestehe es, denn jetzt wird mir Alles klar und überdeutlich!“

„Emil, Du spannst mich auf die Folter“, rief Werner. „Erzähle mir, was Du von dem Manne weißt.“

Emil fühlte Lust, seinen Freund noch etwas zu quälen, dennoch gab er der Bitte desselben nach. „Gut, ich will Dir von einem Manne Namens Carlens erzählen“, sprach er; „ob dieser nun mit dem Manne, den wir soeben sahen, identisch ist, das wollen wir später untersuchen. Dieser Carlens, Theodor war sein Vorname, war ein Deutscher und hatte in Amerika ein sehr bewegtes Leben durchgemacht. Es glückte ihm dann, eine Wittwe zu heirathen, welche mindestens zehn Jahre älter war als er und obenein häßlich; sie besah inoffen eine große Besorgung und ein bedeutendes Vermögen. Einige Jahre lang lebte er mit ihr und man erzählt, daß er sie schlecht behandelt habe. Endlich gab er sie für irrennig aus und brachte sie in eine Anstalt für Geistesranke, welche ein bestreuerter Arzt errichtet hatte. Dort sah ich die Frau und erkannte, daß sie nicht aiefteschwach war; mein Freund hatte indessen für die Aufnahme in seine Anstalt und für die strenge Ueberwachung eine sehr namhafte Summe und das Versprechen desselben Betrages für jedes Jahr erhalten; ähnliche Fälle sind dort ja nicht selten. Ich glaube, der Mann habe sich sei-

ner Frau, die allerdings nicht liebenswürdig war, nur entledigen wollen, allein sein Plan war doch ein weitgehender. Heimlich verkaufte er die große Besorgung und war eines Tages mit dem ganzen Vermögen verschwunden. Mein Freund ließ Nachforschungen anstellen, denn die Frau, welche er als Irrennige in seiner Anstalt hatte, war nun nichts mehr als eine Bettlerin; dieselben blieben indessen erfolglos. Ich vermuthete schon damals, daß der Flüchtige einen anderen Namen angenommen habe — und ich scheine mich nicht getäuscht zu haben.“

Werner hatte mit gesteigerter Aufmerksamkeit zugehört. „Und dies Alles ist wahr?“ rief er.

„Natürlich! Ich werde einem Freunde nicht die Unwahrheit sagen; zumal wenn ich sehe, daß ihm an der Wahrheit so viel gelegen ist.“

„Und die Frau lebt noch?“ fuhr Werner erregt fort.

„Gewiß; als ich Amerika verließ, war sie noch sehr munter und kräftig, und gab zu der Vermuthung, daß sie bald sterben werde, nicht die geringste Veranlassung.“

„Kennst Du den Mann?“ fragte Werner weiter.

„Ich glaube kaum; ich hatte einige Male Gelegenheit, ihn zu sehen, ohne daß er mich kennen lernte.“

„Du sagtest, der Mann sei ein geborener Deutscher?“

„Gewiß.“

„Und sein Name sei Theodor Carlens?“

„So nannte er sich, bis er entfloh!“ (Fortsetzung folgt.)

Castro und sein Land.

Als wir zur Schule gingen, gab es leider noch keine Kinematographen. Heute sieht die Jugend lange Filme vom Nil, vom Ganges und vom Amazonas, sie erwirbt sich mit dem Auge ein ganz anderes und richtigeres Bild von fremden Ländern, als wir je aus unseren trockenen Leitfäden der Schulgeographie gewinnen konnten. Wir lasen nur Worte und gaben ihnen die Bedeutung, die sie für uns hatten. Es war uns ein Berg stets ein Berg, eine Stadt immer eine Stadt, und Einwohner waren uns eben Einwohner. Und diese Zahlen- und Namensgeographie hängt uns noch heute an, wir pflegen unsere geographische Fortbildung aus den beliebten Taschenkalendern mit ihren graphischen Darstellungen zu beziehen. Unsere Entfalter aber werden schnurrende Films in ihren Geographiestunden haben, und sie werden ganz gewiß sehr viel mehr lernen und wissen als wir.

Alles, was in unseren Taschenkalendern steht, ist theoretisch sicher richtig, in der That aber oft durchaus verkehrt. So beinahe alle Angaben, die diese Bücher über die glorreichen Staaten des lateinischen Amerika enthalten. Freilich beginnen einige der Länder, Brasilien, Argentinien und namentlich Merito, sich ganz allmählich zu Kulturändern zu entwikkeln, die meisten anderen aber sind himmelweit davon entfernt. Aus folgender authentischer Anekdote mag man auf die kinliche Einbildung und Unbildung selbst der sogenannten ersten Kreise des berühmten Staates Venezuela schließen.

Präsident Castro, ein Vollblutindianer aus den Anden (nebenbei: die rein weiße Bevölkerung seines Landes beträgt noch nicht ein Prozent!) begann vor drei Jahren seinen Streit mit der französischen Regierung, der noch heute nicht beigelegt ist. Er belästigte die französische Kabelgesellschaft und ließ ihr schließlich die Drähte abschneiden. Die französische Regierung war klug genug, die Kosten einer Expedition, die ja nicht einmal die Kosten eines Piou-Piou werth ist, zu scheuen, trotzdem fürchtete man in Venezuela zu jener Zeit eine französische Invasion. Bei dieser Gelegenheit fragte Castro einen seiner Leute, ob nicht Frankreich einmal von einem anderen Staat besetzt worden sei? Man antwortete ihm, daß 1870-71 Frankreich in der That Deutschland unterlag. „Deutschland?“ lachte Castro. „Nun, dann werde ich bald mit ihm fertig. Ich habe ja Deutschland, England und Italien zusammen besiegt und zugleich noch die Revolution des Generals Metta niedergeworfen!“

Und man that Castro bitter unrecht, wenn man glauben sollte, daß das ein rein persönlicher Größenwahn sei. Fast jeder Venezolaner denkt so. Man hat hier wie die Häfen des Landes blodirt, haben keine Waare in den Grund geschossen oder weggenommen, die Küstenbefestigungen zusammenbombardirt — aber es läßt sich nicht leugnen, daß die europäischen Mächte doch schließlich sehr nachgeben und die Ersparnisse ihrer schwerbeschäftigten Unterthanen nur zum Theile durchschlehten.

Schon während der Blockade erzählten die venezolanischen Wälder, daß die deutschen Schiffe Panther und Virena in den Grund geböhrt seien“, daß „das englische Geschwader vom Fort San Carlo aus in die Luft gesprengt sei“ und andere nette Geschichten. Heute sind daraus längst glorieuse venezolanische Siege geworden, die den Kindern in der Schule erzählt werden — wenn sie eine besuchen. Es ist die edle Logik von Kindern: du hast mir etwas weggenommen; du müßtest es mir dann wiedergeben — also habe ich gestiegt! Das Hauptkriegsschiff war der Restaurador, eine

alte Vanderbilt'sche Jacht. Der Panther nahm ihn 1902, und die Instandsetzung des alten Rahmes kostete Deutschland \$5000. Dann — der Himmel mag wissen weshalb — gab man ihn den venezolanischen Herrschaften wieder zurück.

In dem glücklichen Lande Venezuela lebt man ausschließlich von Bananen, von Sonne und von Politik. Arbeit ist eines Cavaliers unwürdig, und Cavalier ist jeder echte Venezolaner. Nur mit der Politik kann man anständigere Weise sein Geld verdienen. Politik machen heißt den Versuch machen, irgendetwas Amt zu bekommen. Geht das bei der derzeitigen Regierung durchaus nicht, so muß man versuchen, sie zu stürzen, um bei der neuen Theilung, auf die Kosten zu kommen. Daher die Revolutionen. Irgendetwas General — das ist jeder vierte Mensch — ist entrückt, daß man ihm keinen Posten verschafft, auf dem er genug ergattern kann; rasch sammelt er eine Anzahl verhungertes und verzweifelter Subjekte, die es überall in Hölle und Hölle gibt und macht Revolution — gelingt sie, ist er der Herrscher. Ist man aber Herr, dann ist man auch viel souveräner und autoritatlicher als im alten Europa. Dort spricht man von Byzantinismus und Seruilismus — nur, man geht nach Caracas, um zu lernen, was das eigentlich ist. In seinen Blättern ließ sich Castro tagtäglich als Restaurador, als „Cid Campeador“, als „Heros der Anden“, als „Befreier des Vaterlandes“ feiern und nur mit Alexander und Napoleon vergleichen. Das Geheimniß von Castro's Erfolg war das, daß er auch als Herrscher nicht schiefte. Seine innere Politik bestand darin, nicht erst zu warten, bis jemand gegen ihn putzsch, sondern sogleich gegen jeden vorzugehen, der sich äußerlich in der Lage war, vielleicht einmal gegen ihn zu intrigieren.

In Deutschland klagt man über immer neue Steuern und ist außer sich, wenn die Regierung Anfälle von Monopolgeizhüßern hat. Man kommt nur einmal nach Venezuela hinüber! Alles ist da monopolisiert: Cigaretten, Zigaretten, Tabak, Alkohol in jeder Form, Zündhölzer, Mehl, Salz, ja sogar das — Schuzeug! Dazu unerhörliche Ausfuhr- und Einfuhrzölle, durch die natürlich der Schmuggel großgezogen wird — besonders bei den Zollobeamten.

Ein alter Trid, den alle schlechten, beim Volke verhassten Regierungen, von altersher immer wieder ausspielen, ist die Abwendung des Jornes der Massen auf ein anderes Objekt: auf die Fremden. So ist denn der Fremdenhaß in Venezuela ein sehr großer: Die „Ruffians“ (Monsieurs), wie alle Fremden genannt werden, sind zu gleicher Zeit Gegenstand der Furcht und des Neides, wie auch des Spottes und der Verachtung. Dabei liegt der gefammte Handel des Landes in deutschen, französischen und englischen Händen; Deutschland hat den Löwenantheil — leider! Denn in keinem der südamerikanischen Staaten ist das deutsche Kapital so wenig prosperierend angelegt, wie in Venezuela. Am besten geht es noch der deutschen Großen Venezuela-Gesellschaft, die, wenn sie auch nichts einbringt, wenigstens nicht noch kostet. Dagegen geriebt die Deutsche Asphalt-Gesellschaft, die mit 2½ Millionen Thalern Kapital bei Petromenos an der Orinotomündung gegründet wurde, in Rontros, ebenso die Deutsch-Venezolanischen Schwefelgruben A. G. bei Carupano, in die die Mühlheimer Großindustriellen Belten und Guillaume etwa dieselbe Summe steckten. Nicht anders erging es der Deutschen Plantagen-Gesellschaft bei Caracas. Dazu kann man den Niedergang einer ganzen Reihe kleinerer Firmen rechnen. Es ist ja richtig, daß die letzten Jahre für den deutschen Handel eine kleine Besserung gebracht haben, aber daran sind eben nur die neuerlichen Konflikte Venezuelas mit Frankreich, den Vereinigten Staaten und Holland schuld, worunter naturgemäß die Angehörigen dieser Nationen besonders zu leiden hatten.

Dies Land, das Columbus, als er es 1498 entdeckte, Klein-Venedig nannte, gehörte einmal Deutschland. Kaiser Karl der Fünfte gab es im Jahre 1526 der Familie Welser als Lehen, als Entschädigung für eine große Anleihe, für die er die Zinsen zu zahlen versagte. Leider bestand die Kolonisationsfähigkeit der Welser nur in immer erneuten Ver suchen, das berühmte „Goldland“ zu finden, von dem alle Abenteuer träumten. Alljährlich gingen neue Expeditionen ins Innere; es ist geradezu erstaunlich, welche ungeheure Leistungen diese schlecht ausgerüsteten, völlig unwissenden Haufen vollbrachten. Sie drangen bis über die Anden hinüber, aber das Land Bimini fanden sie nicht. Unter den Welser'schen Gouverneuren ragt nur einer heraus, der mehr war als ein tollfrescher Abenteuerer, und trug den Namen Gutten. Alle anderen scheinen gänzlich untauglich gewesen zu sein, so daß die Welser recht wenig Freude von ihren Kolonien hatten. Sie verloren bald die Lust, immer neues Geld hineinzustucken und gaben nach einem Vierteljahrhundert ihr Klein-Venedig auf, ebenso wie die Zugart ihre westindischen Kolonien. Die Lande fielen an die spanische Krone zurück, und spanisch klingelt es heute noch von Texas bis zum Kap Horn. Die Deutschen hatten wieder einmal den Anschlag verpaßt.

Das Land, das Columbus, als er es 1498 entdeckte, Klein-Venedig nannte, gehörte einmal Deutschland. Kaiser Karl der Fünfte gab es im Jahre 1526 der Familie Welser als Lehen, als Entschädigung für eine große Anleihe, für die er die Zinsen zu zahlen versagte. Leider bestand die Kolonisationsfähigkeit der Welser nur in immer erneuten Ver suchen, das berühmte „Goldland“ zu finden, von dem alle Abenteuer träumten. Alljährlich gingen neue Expeditionen ins Innere; es ist geradezu erstaunlich, welche ungeheure Leistungen diese schlecht ausgerüsteten, völlig unwissenden Haufen vollbrachten. Sie drangen bis über die Anden hinüber, aber das Land Bimini fanden sie nicht. Unter den Welser'schen Gouverneuren ragt nur einer heraus, der mehr war als ein tollfrescher Abenteuerer, und trug den Namen Gutten. Alle anderen scheinen gänzlich untauglich gewesen zu sein, so daß die Welser recht wenig Freude von ihren Kolonien hatten. Sie verloren bald die Lust, immer neues Geld hineinzustucken und gaben nach einem Vierteljahrhundert ihr Klein-Venedig auf, ebenso wie die Zugart ihre westindischen Kolonien. Die Lande fielen an die spanische Krone zurück, und spanisch klingelt es heute noch von Texas bis zum Kap Horn. Die Deutschen hatten wieder einmal den Anschlag verpaßt.

Das Land, das Columbus, als er es 1498 entdeckte, Klein-Venedig nannte, gehörte einmal Deutschland. Kaiser Karl der Fünfte gab es im Jahre 1526 der Familie Welser als Lehen, als Entschädigung für eine große Anleihe, für die er die Zinsen zu zahlen versagte. Leider bestand die Kolonisationsfähigkeit der Welser nur in immer erneuten Ver suchen, das berühmte „Goldland“ zu finden, von dem alle Abenteuer träumten. Alljährlich gingen neue Expeditionen ins Innere; es ist geradezu erstaunlich, welche ungeheure Leistungen diese schlecht ausgerüsteten, völlig unwissenden Haufen vollbrachten. Sie drangen bis über die Anden hinüber, aber das Land Bimini fanden sie nicht. Unter den Welser'schen Gouverneuren ragt nur einer heraus, der mehr war als ein tollfrescher Abenteuerer, und trug den Namen Gutten. Alle anderen scheinen gänzlich untauglich gewesen zu sein, so daß die Welser recht wenig Freude von ihren Kolonien hatten. Sie verloren bald die Lust, immer neues Geld hineinzustucken und gaben nach einem Vierteljahrhundert ihr Klein-Venedig auf, ebenso wie die Zugart ihre westindischen Kolonien. Die Lande fielen an die spanische Krone zurück, und spanisch klingelt es heute noch von Texas bis zum Kap Horn. Die Deutschen hatten wieder einmal den Anschlag verpaßt.

Hans Heinz Ewers.